

Siemens

№ 35.

Oktober 1905-
Oktober 1906.

Erscheint jeden Mittwoch.

Jährlich 50 Himmern.

Preis: fürs Inland 3 R. — R.
" Ausland 3 " 50 "
" Südamerika 5 Pesos.

Geschäftsstelle:

Saratow Theaterpl., Haus Tillo
Fernsprecher № 77

Saratow, T-bu Г. X. Шель-
горнъ и К°, противъ театра.

Adresse des Redakteurs:

Саратовъ, Католическая Семи-
нарія, I. Крушинскому.

Saratow, katholisches Seminar,
S. Kruschinsky.

Große Auswahl von handgestickten Haussegen

Größe ca. 31 × 41 Ctm.

bietet die Buch- und Devotionalienhandlung

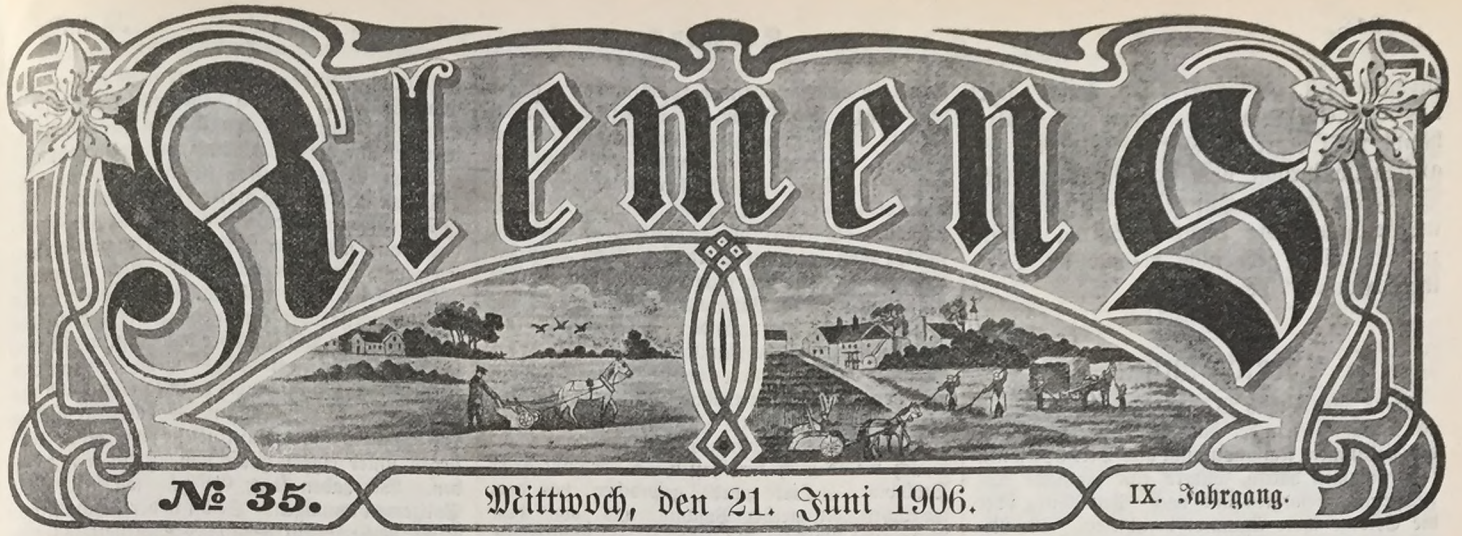
von H. Schellhorn u. Co. in Saratow

Preis pro Stück ohne Übersendung:

mit kürzeren Texten und bunten Bildern . . .	1 10		großen und extra großen bemalten Celluloid-
kleinen weißen Celluloid-Auflagen . . .	1 20		Auflagen zu . . .
mit längeren Texten und Atlas oder bemalten			Die Stickerei ist bei allen gleich und in Seidenste-
Celluloid-Auflagen . . .	1 30	mille mit Goldbrokat und Mooswolle mit Goldfäntille	
ganz volle Muster in reichster Ausführung in		ausgeführt.	

Sämtliche Haussegen sind mit Garnierungen von edelweiß, künstlichen Blumen, Farren Moos etc. versehen.

Alle mens



№ 35. Mittwoch, den 21. Juni 1906. IX. Jahrgang.

Inhalt: Sünde und Tugend. — Reichsduma. — Im Lande der Tschibureki und Schaschlyki (Schluß). — Korrespondenz. — Aus Welt und Kirche. — Lucius Flavius (Fort.) — Nachlese. — Allerlei. — Ankündigungen.

Sünde und Tugend.

(Anwendung zur 12. Homilie des hl. Johannes Chrysostomus zu dem Briefe an die Römer.)

Wenn wir das Laster hinausjagen, so laßt uns die Tugend hereinführen. Damit lehren wir deutlich, daß die Sünde nicht in der Natur wurzelt, und können den Zweiflern über den Ursprung des Bösen nicht mit Worten, sondern mit der Tat leicht den Mund stopfen, indem wir einerseits dieselbe Natur mit ihnen teilen, andererseits von der Sünde frei sind.

Sehen wir fernem nicht darauf, daß es nun die Tugend etwas Mühevolleres ist, sondern daß ihre Übung im Bereiche der Möglichkeit liegt. Haben wir den rechten Eifer, so wird sie gar leicht und mühelos sein. Sprichst du mir aber vom Vergnügen, das in der Sünde liegt, so sprich auch vom Ende derselben. Sie stürzt in den Abgrund des Todes, wie andererseits die Tugend uns zum Leben führt. Übrigens, wenn es euch beliebt, so wollen wir beide, ohne Rücksicht auf ihr letztes Ziel, miteinander vergleichen. Und da werden wir sehen, wieviel Weh die Sünde in sich birgt und wieviel Lust die Tugend.

Sage mir, was ist peinlicher als ein schlechtes Gewissen? Was im Gegenteil süßer als eine Hoffnung? Nichts, gar nichts gibt uns so schmerzliche Stiche, drückt so alpenartig, wie eine schlimme Aussicht in die Zukunft; und nichts hebt uns so empor, nichts gibt uns gleichsam Flügel, wie ein gutes Gewissen. Schon aus den gewöhnlichen Verhältnissen kann man das erkennen. Die Bewohner des Gefängnisses, die den Urteilspruch erwarten, führen auch bei voller Tafel ein traurigeres Leben als die Bettler auf der Straße, die sich keines Vergehens bewußt sind. Die Angst vor der Zukunft gestattet ihnen keinen Genuß des Augenblickes. Und was rede ich von Gefangenen? Der abgerackerte Hand-

werker, der den ganzen Tag in seiner Werkstätte steht, lebt viel glücklicher als der Reiche, der frei umhergeht, aber mit bösem Gewissen. Was soll man nun von den Ehebrechern sagen, welche um einer kurzen Lust willen sich zu einer schmachvollen Knechtschaft, zu der größten Geldverschwendung, zu einer fortwährenden Angst, kurz zu einem Rainsleben verstehen? Ja, zu einem noch schlimmeren, denn sie zittern vor dem Augenblick und beben vor der Zukunft, Freund und Feind ist ihnen verdächtig, Eingeweichte in ihre Geheimnisse und Uneingeweichte. Und auch im Schlafe sind sie nicht befreit von diesem inneren Kampfe, das böse Gewissen gaukelt ihnen schreckliche Traumbilder vor und beängstigt sie auf diese Weise. Nicht so der Enthaltsame; dieser lebt dahin ohne Bande und in voller Freiheit. Stelle nun das nebeneinander: die kurze Lust und den Wellenstrom solcher Beängstigungen, andererseits aber den kurzen Kampf der Entfagung und den stets heiteren Frieden des Daseins. Du wirst sehen, daß das Letztere schöner ist als das Erstere. Ferner der Geldhamster, der fremdem Gut nachjagt, sage mir, muß er nicht Tausend Mühseligkeiten erdulden? Er muß herumgehen, sich bücken vor den Lakaien, dem Herrn und dem Türsteher, muß einschüchtern, drohen, frech sein, hat schlaflose Nächte, zittert, kämpft mit sich, schaut alles mißtrauisch an. Nicht so der Verächter des Geldes. Auch er hinwiederum genießt ein wahres Vergnügen, lebt in Ruhe und Sicherheit. Und wenn einer die übrigen Gebiete der Sünde durchwandern will, so wird er viele Unruhen und viele Klippen finden. Und noch mehr! Bei der Tugend liegt die Mühe am Anfange, dann aber kommt das Angenehme, und das ist auch eine Erleichterung für die Mühe. Bei der Sünde aber ist es umgekehrt. Nach der Lust kommt das Weh und die Strafe, und darin verschwindet auch das Vergnügen. Denn gleichwie der, welcher eine Belohnung erwartet, die

augenblickliche Mühsal gar nicht empfindet, so kann umgekehrt derjenige, welchem nach der Lust die Strafe bevorsteht, auch keinen wahren Genuß haben; die Angst verbittert ihm alles. Ja, wenn man genau zusehen will, so muß einem, abgesehen von der Strafe, die bevorsteht, schon das Bewußtsein, daß er eine Sünde zu begehen wagt, bittere Empfindung verursachen. Wollen wir, wenn es euch beliebt, diesen Gedanken näher ausführen mit Bezug auf Menschen, die sich fremdes Gut aneignen, oder auf solche, die auch auf irgend eine andere Weise reich geworden sind. Sehen wir ganz ab von Furcht und Gefahr, von Ängsten, Kämpfen, Sorgen und all diesen Dingen! Nehmen wir an, es sei einer reich geworden ohne sein Zutun und sei unbesorgt in Bezug auf die Sicherheit seines Vermögens — was zwar unmöglich, aber angenommen, — was hat nun dieser Mann für ein Vergnügen? Aber gerade dies läßt ihn nicht froh werden. So lange er nach dem Mehrbesitz anderer trachtet, wächst seine Folterqual beständig. Die Begierde erzeugt erst ein Vergnügen, wenn sie stille steht. Vom Durste erholen wir uns erst, wenn wir uns satt trinken können. So lange der Durst andauert, dürfen wir alle Quellen austrinken, und es wird doch nur zu einer größeren Pein; und wenn wir tausend Flüsse austrinken, die Qual wird noch schlimmer. Und so auch bei dir: wenn du alle Schätze der Welt gewinnst, aber noch nicht genug hast, so hast du deine Qual um so viel vergrößert, als du mehr gewonnen hast. Glaube also nicht, daß dir aus großem Besitze eine Freude erwachse; dies ist nur möglich beim Verzicht auf den Reichtum. Hast du aber das Verlangen darnach, so leidest du unaufhörlich unter Geißelhieben. Diese Leidenschaft ist nicht zu stillen. Je weiter du gehst, desto weniger kommst du ans Ziel. Ist also der Geiz nicht ein Rätsel, eine Verblendung, der reinste Wahnsinn? Laßt uns also von den Anfängen solchen Übels

zurückweichen, oder noch besser, lassen wir uns von einer solchen Leidenschaft überhaupt nicht ergreifen! Hat sie uns aber ergriffen, so springe noch vom Rande zurück! So mahnt der Verfasser der Sprichwörter in Bezug auf die Dirnen: „Spring zurück, zaudere nicht, gehe nicht bis an die Türe ihres Hauses.“ (Spr. 5, 8.)

(Schluß folgt.)

Reichsduma.

Dann sprach noch W i n a w e r. Redner beweist mit Dokumenten in der Hand, daß die Beamten an der politischen Agitation nicht als Privatpersonen teilgenommen hätten, sondern eine staatliche Ansehenheit besorgten und nach Petersburg über die Erfolge ihrer Agitation berichteten. Die Regierung sei vorzüglich unterrichtet gewesen, auf den Berichten der Agenten aus der Provinz seien die Notizen verzeichnet: „Das betrifft eine Aufhebung gegen die Juden.“ Trotzdem seien keine Maßregeln dagegen ergriffen worden. Ein solches System führe nur zur Anarchie.

N a b o k o w ergreift das Wort und geht auf die Judenbege von Wologda ein. Er widerlegt folgerichtig die ganze Erklärung des Ministers des Innern. Rittmeister Pyschkin habe dieselbe Rolle wie Kommissarow u. and. gespielt. Er habe während des „Pogroms“ mit irgendjemandem per Telephon gesprochen, wobei er den betreffenden duzte, er habe gesagt: „Die schwarze Bande“ laß mir unbehelligt, auf die Revolutionäre aber schieße nur drauf los und spare mit den Kugeln nicht!“ Diese Worte seien offenbar entlehnt, — bemerkt der Redner (Lachen im Auditorium). Auf den Befehl des Polizeimeisters zu schießen antworteten die Schutzleute, daß sie sich nur den Verordnungen Pyschkins unterwerfen werden.

Pyschkin war in Wologda der Vertreter der geheimen Regierung, und da der örtliche Gouverneur, der Vertreter der öffentlichen Regierung, seine Machtlosigkeit einsah, nahm er seinen Abschied. Vom Standpunkt der persönlichen und staatlichen Würde — ein nachahmungswürdiges Beispiel. (Das Auditorium bedeckt den Redner mit lebhaftem und stürmischem Beifall.)

Und erst dann wird der Frieden eintreten, wenn die Rittmeister Pyschkin für immer unserm Leben entziffen werden.

Den Rednerstuhl betritt R o d i t s c h e w. Er überhäuft die Minister mit neuen schweren Vorwürfen. Nicht an der Person liege es, sondern an dem System, das System aber sei ein solches, daß die Beteiligung an der Vergewaltigung und an der Volksbege als Mittel zur schnelleren Beförderung im Staatsdienste erscheine, daß den Weg in den Senat und den Reichsrat vielen die körperliche Züchtigung der Bauern geöffnet habe, daß die Verhinderung der Gewalttaten die Karriere verderbe und daß die Ehrlichkeit nicht als Bürgschaft für das Verbleiben im Amte diene. Dieser alten Waffe, Geheuligkeit genannt, muß man sich bemächtigen und sie zerbrechen.

Es war ein Tag, — wendet sich der Redner zu den Ministerbänken, — an dem das Ministerium erklären konnte, daß es den alten Weg der Lüge verlassen will, es gab einen Tag, an dem es sagen konnte, daß es bereit sei, die Erneuerung Rußlands anzubahnen — dieser Tag ist vorüber und auf immer (Beifall unterbricht den Redner). Unser Unglück besteht nicht in der Bosheit der Menschen, sondern darin, daß ihnen die Kenntnis des Staates abgeht. Sie scheiden sich an, das Recht zu schützen durch Beugung des Gesetzes. Welches Schicksal erwartet unser Land unter solchen Beschützern?

Denn der heutigen Antwort wird man an Ort und Stelle die Bedeutung bemessen, daß in Zukunft die Freisprechung von den Volksbege gefordert sei (Rufe im Auditorium: „Richtig, richtig!“) Diese Politik hat uns bis zum Staatsbankrott, bis zum Ruin geführt. Nur die Gewalt, die sich auf Autorität, Gerechtigkeit stützt, muß gewahrt werden. Nur wenn die Minister ihre Posten aufgeben, können sie ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllen.

Der Redner ist zu Ende. „Abdanken!“ ruft das Auditorium den Ministern zu.

Unter großem Lärm betritt Herr Stolypin von neuem die Rednerbühne. (Stimmen im AbgeordnetenSaale: „Fort!“ „Himweg!“)

Der Präsident greift zur Glocke.

Ich werde mich kurz fassen, — beginnt Herr Stolypin. — Hier wurde gesprochen von dem wirklichen Rittmeister Pyschkin und von dem Rittmeister Pyschkin als Emblem, als Musterbild.

In Beantwortung der Fragen bezüglich des wirklichen Rittmeisters, erklärt Herr Stolypin, Herr Nabokow habe bei Erläuterung der Tatsachen Ungenauigkeiten aufkommen lassen. Das sei jedenfalls Sache des Untersuchungsgerichts. Was die Erläuterungen des Herrn Winawer anbelangt, so beschränkte sich Herr Stolypin auf die Bemerkung, daß das Recht der Interpellation nicht in dieser Weise ausgedehnt werden dürfe. Darauf antwortet Herr Stolypin auf die Frage bezüglich des Rittmeisters Pyschkin als Emblem. Er erklärt, daß ihm mit Übergabe des Ministerportefeuilles auch die volle Gewalt übertragen worden sei. — Ich erscheine vor Ihnen mit reinem Gewissen; was nicht gut war, wird nicht mehr wiederkehren. (Während der ganzen Zeit herrscht im Saale Lärm. Rufe erschallen: „Abdanken!“ „Veranstalter von Volksbege!“ „Die Bjelestofter Judenbege!“) Man sagt mir von einer Seite: du fannst nicht! und von der anderen: du willst nicht! Was ich vermag, werde ich tun, ich werde mich bemühen, jedoch das System zu ändern, ist nicht meine Sache. Ich werde ehrlich und gerecht die Ordnung aufrecht erhalten und mir keine gesetzgebende Gewalt anmaßen. Die Gesetze ändern werden Sie.

Stolypin verläßt eiligst den Rednerstuhl und schießt sich an, den Saal zu verlassen. Doch ebenso rasch erscheint auch schon Herr Nabokow auf der Tribüne. Er versetzt dem sich zurückziehenden Gegner den letzten Schlag, indem er erklärt, daß er alle die Mitteilungen, die er hier über Wologda vorgetragen, vom Untersuchungsrichter erhalten habe. (Unhaltender stürmischer Beifall.)

Die Minister verlassen eiligst den Saal. Rufe: „Fort!“ „Hinaus!“ „Volksbege!“ folgen ihnen nach. Es entsteht furchtbarer Lärm. Viele springen von den Sitzen auf.

Der Präsident versuchte mehrere Male, die Abgeordneten durch das Glockenzeichen zur Ruhe zu bringen, und war schließlich gezwungen, die Sitzung auf eine Stunde aufzuheben.

Nach Wiederbeginn der Sitzung wurde beschlossen, die Debatte über die Erläuterungen der Minister bis zur nächsten Sitzung zu vertagen. Hierauf ging man zur Tagesordnung über. Es wurde über eine Interpellation an den Minister des Innern und an den Kriegsminister beraten, betreffend das Todesurteil, das gegen den 18 Jahre alten Himmelmann und zwei Genossen gefällt wurde, die der Ermordung eines Wachmanns angeklagt waren. Die Interpellation wird bei folgendem Wortlaut angenommen:

„Welche Maßregeln gedenken die Minister zur Einstellung der Hinrichtung zu ergreifen?“

Sitzung am 9. Juni. Es wird die Debatte über die Interpellationsbeantwortung des Ministers des Innern fortgesetzt.

R o m a s c h w i l i: „Gestern wurde meine Rede

unterbrochen, als ich den Herren Ministern antworten wollte, die sich leider entfernten. (Behaltene Lachen). Gestern standen hier die Volksvertreter und die Volksfeinde einander gegenüber.“

Der Präsident bemerkt, der Ausdruck „Volksfeinde“ sei zu stark. (Lärm links).

Der Redner fährt fort: „Die Minister haben das Haus mit ihren Erklärungen natürlich nicht überzengt, sie haben sich selbst nicht überzengt. Während sie hier Erklärungen abgeben, wird möglicherweise dort eine neue Volksbege geplant. (Beifall) Was läßt sich über das Justizministerium sagen? Es existiert nicht mehr, ein anderes, kriegerisches Ministerium, welches das Land verwüstet, hat es verschlungen, — das Ministerium des Innern. Die Justizgesetze vom Jahre 1864 liegen unter einem Wust von Zirkulären begraben. Wir haben keine Gesetze, wir besitzen nur Polizeiverordnungen. Selbst in der Kirche herrscht dieses Polizeistatut. Statt des Statthalters Christi haben wir einen Polizisten im Priesterornate, der bei der Regierung um Beibehaltung der Todesstrafe bittet.“ Der Redner weist auf die Tätigkeit der tausendfachen Missionärkirchen hin, die sich mit der Aufhebung eines Teiles der Bevölkerung gegen den andern befassen. In Tiflis waren die Missionäre mit der Polizei und den Kofaken gegangen, um ihnen zu zeigen, wer zu plündern und wer zu töten sei. So hätten die Missionäre ihrer Kirche und ihrem Gotte — die Polizei und der Administration — gedient, und der Statthalter im Kaukasus erwirkte ihnen dafür den Allerhöchsten Dank.

„So ist bei uns alles von dem einen Ministerium — dem Polizeiministerium des Innern — verschlungen worden.“ Im Namen des ganzen arbeitenden Volkes fordert der Redner alle Minister, die früheren und die jetzigen, vor Gericht, ihre gesamte Tätigkeit — sei durch und durch verbrecherisch. Sie müßten weichen und dem Volk die Möglichkeit bieten, frei zu leben. Er beantragt einen Beschluß, in welchem erklärt wird, daß alle Volksbege, Massakers usw. ein von der Regierung angeordnetes Werk sind, und in welchem gefordert wird, den Gesamtbestand des Ministeriums dem Gericht zu übergeben, in der Hoffnung, das Volk werde die Ausführung dieses Beschlusses durchsetzen. (Beifall links). Zum Schluß verweist er auf den Unterschied zwischen der friedliebenden Stimmung der Duma und der unverföhnlichen Stimmung des Volkes, welcher die Duma Rechnung tragen sollte, um in seinem Interesse zu handeln.

M a d j i n: Das Ministerium hat seine Taktik geändert. Es erscheint gegenwärtig zu aufrichtigen, innigen Erklärungen vor uns. Statt des Bevollmächtigten in Uniform ist fast ein Europäer hier erschienen und hat begonnen, die Duma zur Vereinigung und gemeinschaftlichen Arbeit auf dem Felde der Wiedereinbürgerung des Friedens und der Ordnung aufzufordern. Woraus ist nun diese geänderte Taktik zu erklären? Unlängst ließ sich ein Minister den „Times“-Korrespondenten kommen und gewährte ihm ein Interview (Unterredung). Und was sagte er ihm? — Daß die Duma so etwas wie ein Rat der Arbeiterdeputierten ist, daß sie eine revolutionäre Versammlung ist, daß sie das Volk zu Gewalttaten auffordert und nicht später als nach sechs Monaten zu bestehen aufgehört haben wird. Wie nennt man solche Kunstgriffe? Das hat ein Minister gesagt, dessen Namensverschleierung ziemlich durchsichtig ist, ein Minister, der die größte Autorität unter seinen Kollegen genießt, ich könnte ihn mit Namen nennen. Könnte er mir etwas entgegen, wenn ich sage, daß er — zweifellos einer von der Schwarzen Bande ist! (Beifall). Diese Unterredung fand natürlich nicht zum Vergnügen statt, sondern in dem Wunsche, unsere im Auslande gefallenen Fonds (Kapital) zu heben. Die

Folge aber war, daß sie weiter fielen. Das Ministerium jedoch machte weiter Anstrengungen und scheute sich nicht, sich an die Stirn die Inschrift „Bjelostof“ anzunageln. (Weifall.) Ich habe den Minister fragen wollen, wo die nächste Judenhege stattfinden wird, jetzt ist es mir aber auch ohne ihn bekannt. Winawer hat aus Homel ein Telegramm erhalten, in welchem Tatsachen dargelegt sind, die unzweifelhaft von einer Provokation und Vorbereitung einer Judenhege zeugen.

Es steht außerhalb allen Zweifels, das Ministerium hat einen falschen Weg gewählt, die westliche Presse hat ihm ein scharfes Tadelvotum gegeben. Sogar die „Nowoje Wremja“ führt aus, daß bereits auch in der Arme, unter den Offizieren selbst, Unzufriedenheit entbrannt ist. Dieser Mißerfolg hat denn auch das Ministerium zu dem neuen Versuch veranlaßt, in der Duma mit dem Vorschlage zu gemeinsamer Arbeit zu erscheinen. Das Spiel des Ministeriums wurde aber verstanden, und wenn es nicht die Waffen streckt, wird es über Bord geworfen.“ (Weifall.)

Im Lande der Tschebureki und Schaschlyki.

(Schluß.)

Nowy Swet, das wir nach ungefähr einer Stunde erreichten, ist so idyllisch, daß man nur schwer sich von diesem Ort wieder trennen kann. Schon die alten Genuesen sollen diesen Erdseck „Paradies“ genannt haben. Heute ist es Eigentum des Fürsten Solizyn. Auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, kehren wir zurück. Mächtige Felsblöcke, von Riesenhand hierhergeworfen, kolossale Felsgebirge zu unserer Linken und zur Rechten das Schwarze Meer mit seinem ewigen Geplätscher und Wogengemurmel nimmt unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Kaum zeigte meine Uhr zwei nachmittag, war ich schon unterwegs auf einer Bergtour. Niemand wollte mich begleiten. Was mir bevorstand, mußte ich genau, weshalb ich mich auch so leicht nur möglich kleidete. Ein Kästchen Schwefelblöcher, Taschenuhr, Fernrohr, Regenschirm und eine Flasche Sudaker war meine ganze Ausrüstung. Kaum hatte ich das deutsche Dorf Sudak im Rücken, schälte ich mich auch aus meinem Rock, und nun ging es richtig ans Klettern.

Wer die Krimer Gebirgsketten, diese Regel, nur von der Ferne aus sieht, wird niemals den gewaltigen Eindruck gewinnen, den diese Bergwiesen auf den Besteiger machen müssen. Nur wenn man sie von der steilsten Seite betrachtet, an ihnen in die Höhe klettert, nur dann wird man die ganze ungeheure Majestät bewundern können. Nach stundenlangem rühtigem Marsche und Klettern, mitunter auf allen vieren, bald über Fels und Stein, ganz mit Geröll weithin überschüttet, dann über fahle Felsblöcke, bald durch Wald, kam ich endlich, so in Schweiß gebadet, daß ich keinen trockenen Faden mehr an mir hatte, 300 Faden über dem Meeresspiegel auf der Spitze außer Atem an.

Hoch oben auf dem Berg angekommen, um das herrliche Panorama länger und besser genießen zu können, setze ich mich auf die höchste Felspitze; denn starke Felswände steigen aus der Erde, und gewaltige Steinplatten liegen umher. Verkrüppelte Eichen und Nadelholz kriechen aus den Felspalten, ein kümmerliches Dajem fristend, zwischen weißem Moos, welches Platten und Felssteine bedeckt. Inmitten seiner bewaldeten Genossen hat der Berg das Aussehen eines Alten mit kahlem Schädel.

Ein Stein als Sitz, ein Felsblock als Lehne, wer wird bezweifeln wollen, daß das in die Melodie des Liedes gehört, das die wunderbarliche Natur zum Leben des Schöpfers anstimmt.

Ich griff zum Fernrohr. Doch was ist das?

Es wackelt, es schwankt! Vor Schreck lasse ich beinahe das Rohr fallen: mir schwindelte. Ich mußte ruhig sitzen bleiben und mich an die ungeheuer Höhe gewöhnen.

Nach etwa 10 Minuten greife ich wieder zum Fernrohr: und welche entzückende Aussicht! Gegen Süden Nowy Swet mit seinen Wäldern und herrlichst gepflegten Weinbergen, wie von grünen Meeresfluten bedeckt, nach Morgen die majestätische Ser, zu meinen Füßen die Ruinen der alten Genuesischen Festung mit dem deutschen Dorf Sudak, nach Sonnenuntergang das Tatarendorf Kutlak — wenn ich nicht irre — mit der sich nach Mischta zu schlängelförmig durch das Tal und Gebirg hinwindenden Chaussee, nach Norden das Tal Sudak mit seinen Obstgärten und Weinbergen, dort weiter — Gebirg mit dem schönsten Grün bedeckt, Nordost das Städtchen Sudak, dort die Chaussee und ganz im Hintergrund der Adler-Berg „Parfut-Koja.“

Ein herrlicher Sommerabend! Langsam versinkt die Sonne hinter der nahen Hügelkette im Westen, beim Scheiden den Himmel jowie die See und die Bergspitzen in goldige Töne tauchend. Subelnd rufe ich mit Schiller:

Ha! wie die müden Abschiedsstrahlen
Das wallende Gewölk bemalen,
Wie dort die Abendwolken sich
Im Schoß der Silberwellen baden!
O Anblick, wie entzückest du mich!
Gold, wie das Gold gereifter Saaten,
Gold liegt um alle Hügel her;
Vergolbet sind der Eichen Wipfel,
Vergolbet sind der Berge Gipfel,
Das Tal beschwimmt ein Feuermeer,
Der hohe Stern des Abends strahlet
Aus Wolken, welche um ihn glühn,
Wie der Rubin am falben Haare,

das wacket

Ums Angesicht der Königin.

Höher und höher schwingt sich meine Seele. Triumphierend stimmt sie in das Lied der Psalmisten: „Lobet den Herrn von Himmel her; lobet ihn in der Höhe! Lobet ihn, Sonne und Mond, lobet ihn, alle leuchtende Sterne! Lobet den Herrn auf der Erde, ihr Ungeheuer und alle Tiefen! Ihr Berge und alle Hügel, ihr Frucht bäume und alle Cedern! Lobet den Herrn, alle Völker und Nationen!“

So in Gedanken verloren, merkte ich gar nicht, daß es bereits stark zu dunkeln begann. Erst als mein Blick auf den Abendstern fiel, erinnerte ich mich, wo ich bin und welchen Weg ich zurückzulegen habe. Rasch werfe ich meinen Rock über die Schultern, ergreife Schirm und Fernrohr, und fort ging's durch dick und dünn den Berg hinunter, durch Wald und Gefiripp ohne Weg und ohne Steg. Es ging steil, immer steiler bergab. Von Weg keine Spur, zudem wurde es dunkel, immer dunkler. Ich eile, so rasch es nur immer gehen kann. Ich stoße endlich auf eine Rinne, in der zur Regenzeit das Wasser in die Tiefe eilt, doch da ist sie so schmal, daß ich sie in der Dunkelheit kaum unterscheiden kann, dort stürzt ein Fels so schroff nieder, daß es unmöglich ist, in die Tiefe zu kommen. Ich muß seitwärts weiter eilen, um endlich in Geröll, so gut und schön es auch gehen mochte, auf allen vier eine Kutschpartie zu wagen. Bald in rascherem, bald in langsamem Tempo geht's tiefer, als tiefer, heidi! Sollte es in den Tartarus hinuntergehen? Doch halt, plimp! Da lag ich fest. Feuchtigkeit riecht meine Frau Nase. Rasch streiche ich ein Händholz an und richtig, ein ganz unansehnliches Sideren aus einem Fels gibt Wasser. Ich lege mich nieder und trinke mit kurzen Unterbrechungen. Doch weiter, weiter! Abermals ist es Frau Nase, die mich mahnt: Feuchtigkeit. Das Wasser will nicht munden, doch es macht naß.

Allmählich wurde der Abschied leichter. Der

Weg war weniger abschüssig. Als ich endlich nach ermüdetem Marsch die Talsohle berührte, muß ich mich überzeugen, daß ich drei starke Stunden geeilt, marschiert, gerutscht war. Nichts konnte ich mehr sehen, denn alles war in tiefes Dunkel gehüllt. Hoch oben sprang ein Hund bellend, heulend hin und her, wahrscheinlich hatte er seinen Herrn verloren.

Doch da ein neuer Zwischenfall. Ich konnte die Wege nicht und mußte deshalb aufs Geratewohl losgehen. Als bald habe ich mich so in den Weinbergen des deutschen Sudak verwickelt, daß ich fast nicht mehr herauskam. In der größten Sorge, schließlich noch als Weintraubendieb abgefangen zu werden, eile ich, so rasch meine Knäpfe mich tragen, vorwärts. Gott sei Dank, da bin ich schließlich auf dem Fahrweg! Im deutschen Sudak fülle ich an der Fontäne meine Flasche mit Wasser und nehme, indem ich weiter marschiere, alle paar Minuten einen kräftigen Schluck. Auf meinem Zimmer angekommen, mußte ich mich überzeugen, hatte ich auf dem Berg auch keinen trockenen Faden mehr an mir, so ward ich jetzt einfach gischtig. Ich kleide mich um, ruhe noch ein Stündchen, und fort ging's auf dem Dampfer der Heimat zu.

Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß die „Dessaer Zeitung“ auf unseren Artikel „In das Land der Tschebureki und Schaschlyki“ eine so schöne Antwort gab, als daß wir sie hier nicht an die Wand drücken dürften. Sie schreibt: „Sie meinen, wir sollten diesem Hektaplan ein wenig heimleuchten? Wir sind nicht dieser Ansicht, denn das hieße ja, ihn ernst nehmen, und das kann man ja doch nicht. Es ist am besten, man überläßt solche Schreiber sich selbst und denjenigen, die Gefallen an ihnen finden.“

Frau Dessa hat uns durch diese Antwort keineswegs getäuscht. Was wir erwartet, ist eingetroffen. Was sollte sie auch antworten? Wir Katholiken deutscher Zunge haben ja immer die schöne Taktik beobachtet, das Kind beim rechten Namen zu nennen und nicht das tatsächlich zu behaupten, was wir wünschen. Auch unerwünschtes räumen wir offen ein. Ein beliebter Trick ist es, den Gegner zu unterschätzen und zu behaupten, nächstens wird die ganze Firma wohl liquidieren. So etwas machen wir nicht mit und halten es auch für verkehrt, denn durch Unterschätzung des Gegners schlafert man die eigenen Freunde ein, so daß alles Interesse bald schwindet. Auf der anderen Seite ist es natürlich auch falsch, den Gegner gefährlicher und mächtiger zu schildern, als er wirklich ist. Man wird immer am weitesten kommen, wenn man die reine Wahrheit sagt; das ist nicht bloß moralische Pflicht, sondern dabei fährt man auch taktisch am besten.

Es fällt uns somit auch garnicht ein, den Lesern des „Klemens“ vorzuenthalten, was Frau Dessa schreibt, denn daß sie in ihrer „alten“ Toga, nicht wie jener Römer, den Frieden und das Schwert trägt, sondern nur das Schwert und womöglich eine Giftflasche dabei. Ebensonenig sind wir geneigt, die lahme Ausrede zu benutzen, Frau Dessa vertritt nur ihre „kleine Ansicht“, die Mehrheit ihrer Anhänger wolle von den friedstörenden „Hegerieren“ nichts wissen. Wir verschmähen solche Beschwichtigungen, weil das Gegenteil die Wahrheit ist. Wäre ihr Interesse nicht jowiel maßgebend, sie dürften es erleben, wie sie in allen Tonarten um sich hauen würde. Ob ein bißl mehr oder weniger die Wahrheit darunter zu leiden hätte, darauf käme es ja schließlich nicht an.

Wenn „Frau Dessa“ vom „Hektaplan“ spricht, so kann man daraus ersehen, wie redlich es gemeint war, als sie seiner Zeit vom „Anrempeln“ und dgl. mehr sprach.

Dieser Demosthenes hat nur eine Walze für seine Drehorgel, und die groteske Art des Vor-

gehens der „zartfühlenden“ Frau bestätigt aufs neue die tiefe Weisheit des polnischen Klipp-schülers Kryskonsti: „Bald ist die Katz eine Katz und bald ein Kater; wie's treff, bald so, bald so.“

Doch eine Polemik, wie sie Frau Odeffa führt, sehr bequem ist, wer wird zweifeln wollen. Wir wollen daher nicht näher untersuchen, ob sie nicht nach der Maxime handelt, die heimlich Wein trinken und öffentlich Wasser predigen. Angesichts von Theorie und Praxis unserer Gegnerin wird man aber nur zu häufig an das Wort Mirza Schaffys erinnert:

„Ich höre wohl das Klappern der Mühle, Allein ich sehe kein Mehl.“

Sa, merse Frau, so geht es, wenn der Fanatismus zum Feldmarschall und die Dummheit zum Generalstabschef gemacht wird!
Bonaventura.



Korrespondenz.

Schuck, Gouvernment Saratow, 6. Juni 1906. Am 1. Juni feierten wir Fronleichnam. Die Kirche war mit jungen Bäumchen und schön gewundenen Blumenkränzen geschmückt. Die Kapellen trugen den Fleiß der Mädchen und Frauen zur Schau. Die ganze Gemeinde, in ihr Festgewand gekleidet, schritt während der Prozession in schöner Ordnung einher. Der Himmel war dicht bewölkt. Es fing sogar an fein zu regnen.

Vegegenannter Umstand erheiterte ganz besonders die Gemüter unserer Gemeinde, da es ja bei uns nur an einem Landregen fehlt, und eine mittelmäßige Ernte wäre in Aussicht. Somit schien dieser Tag ein Freudentag im vollsten Sinne des Wortes zu sein. Doch es sollte bald anders werden. Kaum war der Gottesdienst zu Ende, als eine dicke Rauchwolke von dem Hintergebäude des hiesigen Einwohners Peter Jeser emporstieg; rasch loberten die Flammen hoch auf; die Glockenstricke wurden gezogen, die Wasserpumpen rollten im Galopp die Straßen hinab, das ganze Dorf, alt und jung, groß und klein, eilt mit dem Rufe: „Es brennt, es brennt!“ dem Feuer zu. Dabei konnte man recht deutlich sehen, welche Gewalt der Körper auf die Seele ausübt. Manche konnten vor Schrecken nicht laufen; wieder andere wußten nicht, wohin sie laufen; die dritten, welche in der Nähe des Brandes wohnten, wollten ihre Häuser räumen, und da trugen sie ihre Sachen hinein statt heraus u. s. w. Wenn man das Treiben der Leute am Feuer von der Seite beobachtete, so konnte man sehen, daß sich das Sprichwort: Wieviel Köpfe, soviel Sinne, auch hier wiederum bewahrheitete. Der eine schrie: „Die Spritze hierher!“ Der andere: „Dorthin!“ Ein dritter: „Reißt das ganze Gebäude nieder!“ Ein vierter: „Stehen lassen!“ Dadurch wurde manche vernunftwidrige Handlung gesetzt. Dennoch wurde das Feuer in einer kurzen Zeit gelöscht dank der Übermenge von Menschen und Wasser. Es verbrannten in einem Zeitraum von ungefähr 1½ Stunden zwei Pferdegeställe, zwei kleinere Scheunen und ein Teil vom Fruchthaus, alles aus Holz. Die Ursache der Entstehung des Brandes wird allgemein dem unvorsichtigen Umgang mit Brennmaterial zugeschrieben. Es war ein harter Schlag für den Mann. In einer so kurzen Zeit lag fast seine ganze Ersparnis von einigen Jahrzehnten in Asche.

Die Gemeinde hatte sich kaum von dem ersten Schrecken erholt, als ihm schon ein zweiter folgte. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni um die erste Stunde, als die Leute in den ersten Schlaf versunken waren, läuteten die Glocken plötzlich Sturm. Die Nachtwache lief die Straße auf

und ab und schrie: „Es brennt, es brennt!“ Die Leute eilten bestürzt und zweifelnd, ob nicht vielleicht das eigne Gebäude brenne, aus dem Bette nach dem Unglücksorte: wer barfuß, wer ohne Kopfbedeckung, wer in Unterleibern. Als Opfer hatte sich das Feuer diesmal die Tenne der Gebrüder Jakob und Wilhelm Kollheiser angeschlossen. Obgleich die meisten Arbeiter auf dem Felde waren, so gaben doch jene, welche zu Hause waren, einen unermüdblichen Opfergeist kund. Das erste wie das zweite Mal — darin muß man die Schuder loben — haben sie gut beigegeben. Manche gerieten von der Arbeit so in Schweiß, daß ihre Hemde nach dem Brande wie gewaschen ausluden. In einer Zeit von 3 Stunden war das Feuer gelöscht. Es verbrannten ein Strohhalm von 5 Faden und eine Futterscheune mit 2 Maschinen. Der Schaden beläuft sich auf 400 Rbl. Man ist allgemein der Ansicht, daß die Tenne absichtlich angezündet wurde. Ein Augenzeuge.

Hildmann, Gouv. Saratow, den 18. Juni 1906. Die Ernteausichten sind hier wiederum sehr betrübend. Wir hatten die ganze Zeit her noch keinen Regen, und die anhaltende Trockenheit war in der letzten Zeit geradezu unausstehlich. Am 8.—9. Juni öffneten sich endlich die Schleusen des Himmels und sandten reichlichen Regen nieder; auch den 15.—16. Juni regnete es gut. Leider kam der Regen für den Roggen zu spät; was dagegen den Weizen anbelangt, so wird seine wohlthuende Wirkung auf diesen nicht ausbleiben. Auch dem Gartengemüse kam der Regen sehr zu statten.

Der Roggen ist hier schon ernüßigt; er ist fein und hat eine sehr geringe Ernte abgeworfen. An Futter haben wir eine Mittelernnte.

Das Obst ist ziemlich gut geraten. Von Kartoffeln und Kohl läßt sich noch wenig sagen. Selz, Gouv. Cherson. 16. Juni 1906. Die Ernte ist ausgezeichnet und bereits in vollem Gange. Man sagt, seit hundert Jahren sei noch keine solche gute Ernte gewesen. Nur sind die russischen Tagelöhner sehr eigensinnig und verlangen unglaubliche Löhne. S. T.



Aus Welt und Kirche.

Aus den Gefängnissen. Über die in den Moskauer Gefängnissen herrschenden Zustände sind dieser Tage Enthüllungen in die Presse gedrungen, die der Gefängnisadministration keineswegs angenehm sein dürften. Es handelt sich um eine amtliche Anzeige, die das Mitglied des Aufsichtsrats des Moskauer Gefängnis-Wohltätigkeitskomitees Alexejew dem Gouverneur erstattet hat.

In der Anzeige heißt es: „Soeben habe ich das Gouvernementsgefängnis besucht und Gelegenheit gehabt die unterirdischen Karzer in Augenschein zu nehmen. Der Eindruck war ein entsetzlicher. Er veranlaßt mich, Sie sofort von allem Gesehenen in Kenntnis zu setzen. Die Raumverhältnisse (2½×1½ Arschin) und die Form dieser steinernen Säcke mögen vielleicht gesetzmäßig sein, allein die Karzer befinden sich tief unter der Erde und sind infolgedessen so feucht, daß die steinerne Diele vollständig naß ist und die Röhren der Dampfheizung mit einer dicken Rostschicht bedeckt sind. In diesen unterirdischen Gräbern müssen die Eingekerkerten auf der nassen Diele sitzen oder liegen, denn Sitzgelegenheiten sind keine vorhanden, weder Bänke noch Taburets oder wenigstens ein hölzernes Brett. Zur Nacht erhält der Gefangene eine Strohmattlage, von denen ich eine gesehen habe. Sie war schmutzig und feucht und mußte am

Tage zum Trocknen ausgehängt werden. Nicht einmal einem schlecht gepflegten Hunde könnte man solch einen Sack anbieten. Kopfstützen gibt es keine, nicht einmal Holzklöße zur Verstellung einer Kopfstelle. Das Gefängnis vertritt die Verbrecher sogar mit dem Tode, doch gibt es keinen Koder, nach welchem Verbrechen mit Krontheilen gerächt werden. Das ist aber in den beschriebenen Zellen unvermeidlich. Im Namen Gottes und der Menschheit muß man sofort außerordentliche Maßregeln ergreifen, um diese Karzer aus der Welt zu schaffen. Die Besichtigung habe ich in Begleitung des Profureurgehilfen S. M. Kirillow vorgenommen.“

Teuerung des Fleisches in Petersburg. Wie der „Herold“ meldet, hat infolge der von Tag zu Tag zunehmenden Teuerung des Rindfleischs in letzter Zeit das Pferdefleisch in Petersburg eine immer größer werdende Verbreitung gefunden. Bei einem Preise von 22 bis 23 Kopeken pro Pfund Rindfleisch werden die besten Sorten Pferdefleisch für 8 bis 9 Kopeken verkauft. Am Morgen sind die Buden, die mit Pferdefleisch handeln, von Käufern überfüllt. Käufer solchen Fleisches sind hauptsächlich Arbeiter, die Buden, die mit Lebensmitteln handeln, die billigen Speise- und Teehäuser, in denen das Pferdefleisch in den Biergärten, in der Suppe usw. als Rindfleisch abgesetzt wird.

Ein Geschenkurf über die Reform der Mittelschule wird gegenwärtig vom Unterrichtsministerium beendet. Es soll in Zukunft vier Typen von Mittelschulen geben, und zwar: 1) klassische Gymnasien, 2) Lateinschulen, 3) Realschulen und 4) Schulen, wie sie in Schweden und Norwegen vorhanden sind, mit einem Lehrplan, der eine Vereinigung der Lehrpläne der klassischen Gymnasien und Realschulen darstellt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß außer diesen vier Typen die das Ministerium plant, noch andere Mittelschultypen geschaffen werden. Die Zahl der Schüler soll in jeder Klasse auf 30 beschränkt werden, da bei einer größeren Anzahl der Unterricht leidet. Die materielle Stellung der Mittelschullehrer soll verbessert werden. Das Ministerium will in der Reformschule dem Arzt größere Rechte geben, als er sie jetzt besitzt. Ärzte sollen den Unterricht in der Hygiene erteilen. Die Zahl der Juden in den Mittelschulen wird vom Ministerium nicht beschränkt werden.

Die Dienstzeit der Soldaten. Das Allerhöchste befälligte Gutachten des Reichsrats über die Verkürzung der Dauer des aktiven Dienstes bei den Landtruppen und in der Flotte ist veröffentlicht worden. Der Termin für die in die Infanterie und die Fuß-Artillerie durchs Los Eingereihten ist auf 3 Jahre festgesetzt; bei den übrigen Waffengattungen beträgt die Dienstzeit 4 Jahre; nach Ablauf dieser Frist erfolgt die Zuzählung in die Reserve 1. Kategorie auf 7 Jahre und sodann in die Reserve 2. Kategorie (bei 3-jähr. Dienstzeit) auf 8 Jahre, die übrigen auf 6 Jahre. Die allgemeine Frist des aktiven Dienstes der Flotte beträgt 5 Jahre, und eben so viele Jahre entfallen auf die Reserve.

Für Personen mit abgeschlossener Bildung ist die Frist verkürzt. Für Absolventen des vollen Kursums der Lehranstalten I. Kategorie und den Absolventen des Kursums von 6 Klassen des Gymnasiums und der Realschule ist die Frist des aktiven Dienstes auf 2 Jahre bei 16-jähr. Reservezeit festgesetzt. Die Absolventen der Lehranstalten 2. Kategorie verbleiben 3 Jahre im aktiven Dienst und 15 Jahre in der Reserve. Die neuen Termine werden in der Flotte in diesem Jahre in vollem Umfange eingeführt, in den Landtruppen jedoch allmählich, angefangen vom Herbst.

Zur Judenheke in Bjelostok. Das Reichsdumamitglied Prof. C. Schtschepkin veröffentlicht in den „Russk. Wod.“ seine Eindrücke



Die Leiche der verstorbenen Katharina Regner.

„Für ihren durch Knochenstach verkrüppelten Körper mußte eigens ein Sarg verfertigt werden.“ Text siehe in № 33, S. 303—4. (Die Frau, welche auf dem Bilde zur Rechten des Mannes steht, ist die Mutter der verstorbenen Katharina Regner.)

von der Fahrt, die er nach Bjelostok unternommen hatte, um die Judenhege vom 1.—3. Juni am Ort zu untersuchen. Er erklärt: Die Agitation gegen die Juden ist seit dem Oktober v. J. verschärft gewesen. Es wurde durch falsche Gerüchte, daß die Juden Soldaten meuchlings umbringen und Bomben in die Kirchen werfen wollen, gegen sie gehetzt. Daß in Bjelostok jüdische Anarchisten tätig sind, ist nicht zu bestreiten; sie haben wiederholt Bomben gegen Polizeibeamte geworfen. . . Wer die Bomben am 1. Juni in die Prozession geworfen hat, wird schwerlich je ermittelt werden. Wäre die Prozession ihren Weg weitergezogen, so würde es sicherlich nicht zu den Ausschreitungen gekommen sein; aber die Polizei ließ die Prozession halt machen und erklärte den Leuten, daß Juden die Bombe geworfen und auch geschossen hätten. Sie rief im Verein mit den Bannerträgern und den Hooligans, die aus der Prozession ausgeschieden, nach Rache an den Juden. Das herbeigeführte Militär feuerte Salven auf die Häuser, aus denen angeblich geschossen worden war. Während ein Teil der Prozession zur Kathedrale zurückzog, folgte der andere Teil dem Rufe der Beranfallter des Maffakers und begann den Angriff auf die Häuser und Läden der Juden. Gruppen von circa 20 Personen, die meist aus Halbwüchsigen bestanden, zerrimmerten die Magazine, ohne daß das Militär dagegen einschritt. Die Offiziere erklärten, daß das Militär nur auf Verlangen der Polizei einschreiten dürfe. Nur dort, wo die jüdische Selbstwehr zu wirken begann, ließ die Polizei sofort das Militär eingreifen und gegen die „Revolutionäre“ vorgehen. Die Hooligans setzten ihre Räubereien ungehindert fort, während die Häuser vom Militär beschossen wurden. . . Die jüdische Selbstwehr vermied es, im allgemeinen, in offenen Kampf mit dem Militär zu treten; nur nachts hielt sie das Militär durch vereinzelte Schüsse in Aufregung. . . Am 2. Juni waren die Hooligans nicht mehr so sehr wie am Tage zuvor sichtbar; dagegen wuchsen die Gewalttaten der Soldaten, die in die Häuser drangen, wo sich Juden versteckt hielten, und einzelne Juden erschossen oder mit dem Bajonett angiffen. Einige Häuser wurden in Brand gesteckt; wenn dann die Insassen flüchteten, so schoß man sie als „Revolutionäre“ nieder. Das geschah auf der Fabrik Sabudomskis. Das Gebäude der Glaterschen

Fabrik, die seit zwei Jahren feiert, wurde beschossen und niedergebrannt, wiewohl kein Mensch darin war. Im amtlichen Bericht jedoch heißt es, daß Revolutionäre im Gebäude gewesen seien. . . Die mit der Bahn Eintreffenden Juden wurden von Hooligans, die durch Eisenbahnarbeiter aufgehetzt waren, aus den Wagen gerissen und mißhandelt. . . Der Handel und die Industrie der Stadt sind für Monate gelähmt. Die christliche Bevölkerung steht nun die größte Angst aus, daß es zum Ausbruch der Rache gegen sie kommen werde.

Deutschland. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden der jüngsten Vorgänge in Bjelostok hat die deutsche Reichsregierung im Hinblick auf die Interessen der deutschen Staatsangehörigen und des deutschen Kapitals in Bjelostok sich wegen des Schutzes dieser Interessen dringend an die russische Regierung gewandt. Die russische Regierung hat unermüßlich Maßnahmen zum Schutze dieser Interessen zugesagt.

„Nationalztg.“

Österreich-Ungarn. „In Wiener diplomatischen Kreisen wird die Lage in Rußland,“ so schreibt d. „Wiener Allgem. Korrespondenz“, „als sehr ernst bezeichnet und man befürchtet schlimme Ereignisse für die Zukunft. Die Hoffnungen, die auf den Zusammentritt der Reichsduma gesetzt wurden, haben sich nicht nur nicht erfüllt, sondern die Verhandlungen haben bisher wesentlich zur Verschärfung der Lage beigetragen, und es ist keine Aussicht vorhanden, daß sich die Verhältnisse bessern könnten. Das Ministerium Goremykin hat alles Vertrauen in der Reichsduma verloren, und der Zar würde schon in die Entlassung des Kabinetts gewilligt haben, wenn sich ein geeigneter Nachfolger finden würde, von dem günstigere Erfolge zu erwarten wären. Auch in der Umgebung des Zaren blickt man sorgenvoll in die Zukunft, und trotzdem machen sich noch immer Einflüsse geltend, welche den Bestrebungen der Duma mit aller Macht entgegenarbeiten.“

Daselbe Blatt läßt sich aus Berlin melden: Von sehr gut unterrichteter Seite wird trotz aller Widerlegungen behauptet, daß anlässlich der Anwesenheit des deutschen Kaisers in Wien für den Fall eines Ausbruchs einer allgemeinen Revolution in Rußland bestimmte Vereinbarungen zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland getroffen worden seien. Von den fraglichen Ver-

handlungen sei auch die russische Regierung in freundschaftlicher Weise in Kenntnis gesetzt worden.



Lucius Flavius.

Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems von Joseph Spillmann S. J.

(Fortsetzung.)

Die Nacht hindurch wachte Lucius mit seinem Lehrer in Gebet und heiliger Betrachtung des wunderbaren Geheimnisses. Dann widerlagte er feierlich dem Satan und all seiner Pracht und Herrlichkeit, die ihn geblendet hatte, bekannte seinen Glauben an Gott, den Dreieinigen, und an Jesus Christus, den menschgewordenen Sohn des Vaters, und empfang von den gesegneten Händen Pauli die heilige Taufe.

„Stehe auf, Kind Gottes, neue Kreatur, die du den alten Menschen in Wasser begraben, Christus angezogen hast und mit ihm auferstanden bist!“ sagte Paulus zu dem in heiliger Entzückung vor ihm Knienden und umarmte ihn. Der ganze Tag verging in Trost und geistiger Freude. Und jetzt begann Paulus dem Lauschenden das Geheimnis des Abendmahles zu erklären: „In der Nacht, da Jesus verraten wurde, nahm er das Brot, sagte Dank, brach es und sagte: Nehmet und esset; das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. . . .“¹

Wie staunte Lucius über eine solche Liebe und ein solches Wunder! Aber ein Zweifel an der Wirklichkeit und Wahrheit regte sich nicht in seinem von der Gnade erfüllten Herzen. Die ewige Wahrheit hatte es ja gesagt: „Das ist mein Leib!“ und das genügte ihm.

Und Paulus vollbrachte vor seinen Augen das Wunder der Wandlung. Das Stücklein Brot, das den Gefangenen gereicht wurde, der Becher Wein, den Lucius für sein letztes Kleinod erkaufte, genügte dazu. Dann reichte der Apostel dem Neophyten die Seelenspeise, und mit ihr lehrte die Fülle des himmlischen Trostes und reichster Gnade in sein Herz ein. „Ich lebe, doch nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir,“ sagte Lucius, der Neugeborene, mit seinem Vater in Christus.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Siegspalmen.

Fast zwei Monate waren verfloßen, seit Lucius eingekerkert wurde. Der Junius ging jetzt zu Ende. Da betrat eines Morgens der Chylopus in ganz besonders guter Laune den Kerker und rief dem Tribun zu, heute werde es etwas zu sehen geben, was seine hundert Sesterzien wert sei, und wenn er ihm diese nicht dafür verspreche, so schließe er ihn den ganzen Tag über in das dunkle Loch des alten Narren ein. Das möge er ruhig tun, erwiderte Lucius Flavius gelassen; es gelüste ihn wenig, das Treiben in der Arena zu sehen.

„Oho! Und man bereitet die Polster für den göttlichen Nero und wird als kleines Zwischenspiel zwischen die Rennen hinein, um dem Volke eine Abwechslung zu bieten, den alten Pontifex der Christen, den sie Petrus heißen, ans Kreuz schlagen.“

„Petrus kreuzigen? Hier im Zirkus?“ riefen beide Gefangenen.

„Aha — das zieht doch!“ sagte schmunzelnd der Kerkermeister. „Hier im Zirkus! Am Fuße des Obelisken graben sie schon das Loch für das Kreuz — ihr könnt die Schaufeln und Hauen hören. Und was das Lustigste ist, der alte Narr

¹ Kor. 11, 23 ff.

hat gebeten, verkehrt, mit dem Kopfe abwärts, ans Kreuz genagelt zu werden, weil er gar nicht würdig sei, wie sein Herr und Meister am Kreuze zu hangen."

"D daran erkenne ich deine Liebe und Demut, großer Petrus, Stellvertreter Christi auf Erden!" rief Paulus tief bewegt. "Daß ich doch mit dir sterben könnte! Ich sehne mich, aufgelöst und bei Christus zu sein!"

"Nun, was das Sterben angeht, so wird dein Wunsch rascher in Erfüllung gehen, als du dir denkst," sagte Tigrinus. "Es muß hier endlich Platz gemacht werden, und so habe ich eine Liste an den Prätor geschickt, auf der auch dein Name gebührend angemerket ist."

"Setz auch mich darauf! Laß auch mich mitsterben!" rief der Tribun. "Auch ich bin Christ!"

"So? Hast du dich wirklich von dem Alten berücken lassen? Nun, gedulde dich etwas. Du wirst auch an die Reihe kommen. Für heute aber ist die Riste fort, und solange dein Geld reicht, bleibst du mein Mieter; denn ehrlich ist der Cyclop. Aber ich muß dir sagen, daß die 100 Sesterzen, die ich für das heutige Schauspiel anrechne, Soll und Haben auf deiner Rechnung so ziemlich gleichstellen. Und wenn du nichts mehr hast, kannst du natürlich von mir auch keine so bevorzugte Zelle verlangen — das wäre ja eine empörende Ungerechtigkei!"

Selbstverständlich wollte Lucius um jeden Preis Zeuge des Todes Petri sein. Als der Kerkermeister sich entfernt hatte, sagte Paulus: "Mein Sohn, jetzt heißt es beten! Denn nur die Gnade von oben verleiht uns den Sieg. Selbst der große heilige Petrus kann den Kampf nicht aus eigener Kraft siegreich überstehen." Und beide knieten hin, um für sich und Petrus den Beistand Gottes zu erbitten.

Das Summen und der Lärm der Zuschauer, welche die Stühreihen des Zirkus zu füllen begannen, belehrte die Betenden, daß die Stunde des Kampfes gekommen sei. 260 000 Schaulustige konnte der Zirkus des Nero fassen; die Wohlhabenden füllten die unteren, der Pöbel die oberen Reihen; in der ersten, unmittelbar zu Häupten der beiden Gefangenen, drängte sich die vornehme Welt. Aber zwischen dem Pöbel auf den obersten Sätzen und den fein gebildeten Kennern der griechischen und lateinischen Dichter auf den ersten Plätzen war kein großer Unterschied, was Gesäßlosigkeit und Grausamkeit angeht. Alle freuten sich, alle redeten und lachten über den Spaß, den ihnen die Kreuzigung dieses Oberhauptes der christlichen Sekte bereiten sollte.

"Schade, daß die Komödie der Christen damit ihr Ende haben wird," sagte ein fein gepuhtes Dämchen, nachlässig mit dem Fächer spielend, zu ihrer Freundin. "Denn die Sekte wird sich natürlich jetzt auflösen. Und ich hatte mich so darauf gefreut, von Zeit zu Zeit statt der elenden Sklaven oder der tohen Gladiatoren einen dieser Christen sterben zu sehen. Das muß man ihnen lassen: man bemerkt an ihnen weder feige Todesfurcht, noch das handwerkemäßige Abschlagen und Abgeschlachtetwerden der Gladiatoren."

"Du magst dich trösten, süße Selene," antwortete die Freundin; "mein Vater, der Prätor, sagt, es seien noch alle Kerker voll dieser Abscheulichen, deren Todesstund du so feierst, und sie dächten nicht im entferntesten daran, dem Befehl des göttlichen Kaisers gemäß ihm oder den andern Himmlichen zu opfern. Wir werden also die heutige Freude noch oft haben, und einhweilen bin ich sehr gespannt, die Grimassen zu sehen, die dieser Pontifex schneiden wird. Ich denke, sie werden den himmlischen Nero zu einem neuen Gedichte begeistern über die Qualen der Giganten oder ich weiß nicht welcher Scharfale, die sich gegen seinen Thron aufbäumen."

"Sieh, da kommt der göttliche Kaiser!"

Tromfaren tönten; die Hunderttausende standen auf: "Heil dem himmlischen Nero!" und endloses Händeklatschen brauste durch den Zirkus.

Von den Prätorianern begleitet, erschien der Kaiser auf dem mit einem purpurnen Zeltdach überschatteten Ehrenplatze, dem Obelisken gerade gegenüber. Er trug eine griechische Chlamys von Goldstoff, die von einer blizzenden Spange auf der rechten Schulter festgehalten wurde und darunter einen leichten, rosafarbenen Chiton zeigte. Seit seiner Rückkehr aus Griechenland liebte er es, den Griechen zu spielen. Um die mit Brenneien zierlich gekräuselten und von den kostbarsten Salben duftenden Haare schlang sich ein mit strahlenden Juwelen besetztes Diadem. Neben ihm saß, nicht weniger weiblich, aber ebenso kostbar gekleidet, die stolze Poppäa Sabina; links in viel einfacheren Kleidern, um ja den kaiserlichen Herrn nicht in den Schatten zu stellen, der Günstling Tigellinus. Offiziere, Konfulare, Senatoren, hohe Beamte drängten sich heran, um von dem "Göttlichen" einen Blick, ein Wort zu erhaschen. Priester des Jupiter Capitolinus und die stolzen Vestalinnen traten hinter ihm und neben ihm an ihre Sitze.

Lucius, der auf den Klang der Tuba an die Luke getreten war, konnte den Kaiser und Tigellinus mit aller Mühe betrachten. Es wollte sich in seinem Herzen etwas wie Groll regen, als er so die ungerechten Urheber seiner Einkerkelung gerade gegenüber sah. Aber er kämpfte die Wallung seines Blutes nieder und betete: "Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Und in der Tat, er beneidete das kaiserliche Scheusal nicht, das heute noch mit seiner hohlen Größe prunkte und in der Seele schon die Qualen der Hölle fühlen mußte. Der Matternörder! der Gattenmörder! der Mordbrenner und tausendfache Mörder! Lucius sah es ihm an, daß er umsonst die Schlangen zu betäuben suchte, die jetzt schon sein Herz zerfleischten. Und der elende Tigellinus an seiner Seite — nein, um tausend Welten nicht hätte er mit ihnen getauscht!

Jetzt gab der Cäsar das Zeichen. Die Tuba schmetterte, und donnernd stürmten sechs Viergespanne aus den Schranken (carceres) in die Rennbahn. Lucius wandte sich ab und zählte nur die Zahl der Umläufe, welche die Wagen zu vollenden hatten. Nur einmal zuckte er mitleidig zusammen und warf einen raschen Blick in die Arena, als ihn das Krachen eines Wagens und der gelle Todeschrei eines der Wagenlenker, dem das schallende Hofgelächter der Hunderttausende herzlos folgte, belehrte, daß einer der Wagen an der Granitsäule der Meta zerschmettert sei. Die schaumbedeckten Rappen schleiften den Sterbenden im Staube dahin, und der göttliche Nero geruhete, sich entrüstet zu zeigen, daß ein solcher Stümper in seiner Gegenwart als Wagenlenker aufzutreten wage.

Das Rennen war vorüber, und mit einer Miene, als spende er ein unverdientes Almosen, warf der Kaiser dem Sieger einen Kranz zu. Dann erhob sich von allen Bänken der Ruf: "Der Pontifex der Christen! Ans Kreuz mit ihm!" Und nachdem sich Nero eine Weile hatte bitten lassen, winkte er Gewährung.

Lucius wandte sich, um Paulus mitzuteilen, daß jetzt für Petrus die Stunde des Kampfes gekommen sei. Aber schon kniete der Apostel mit ausgespannten Armen, wie in Gott verzückt, auf seinem Lager und betete für den Mitapostel um Stärke und Sieg.

Heufers knechte schleppten jetzt das Kreuz herbei und warfen es einige Schritte von dem Obelisken entfernt mit Hammer und Nägeln zur Erde. Dann wurde Petrus in die Arena geführt. Alles streckte sich vor, um den Pontifex der Christen

zu sehen; von allen Plätzen des ungeheuern Zirkus funkelten ihm grausame Augen entgegen. Der ehrwürdige Greis aber stand da, durch den Lendentuch und die Fetzen eines alten Soldatenmantels kaum verhüllt, mit Blut und Striemen am ganzen Leibe bedeckt. Denn die grauamliche Geißelung war bei den Römern die Vorbereitung zur Kreuzigung, und eben hatten die Henker die schreckliche Marter an seinem Leibe vorgenommen. Noch bebte und zuckte jede Faser, jede Muskelfaser und das Blut sickerte in kleinen Wächeln an ihm nieder. Aber trotzdem leuchtete sein großes Auge in überirdischer Freude, als er des Kreuzes ansichtig wurde.

Von dem älteren Bruder des hl. Petrus, dem hl. Andreas, meldet eine fromme Sage die Worte, mit denen er das Kreuz begrüßt haben soll: "A liebes Kreuz, das du deine Schönheit dem Leibe Christi verdankst! lang ersehntes, mit Inbrunn geliebtes und ohne Unterlaß gesuchtes und endlich dem sehnennden Herzen bereitetes Kreuz! Ich nimm dich denn von den Menschen fort und gib mich meinem Meister zurück, damit er durch dich mich empfangen, der durch dich mich erlöst hat!" — Das schienen auch die Gefühle Petri zu sein; denn mit ausgebreiteten Armen schritt er auf das Kreuz zu, kniete nieder, umarmte und küßte es mit allen Zeichen der Freude, wenn man auch seine Worte bei dem wüsten Geschrei der tobenden Menge nicht verstehen konnte.

"Grüße den Cäsar, bevor du stirbst!" brüllte der Pöbel. Petrus aber blickte mit erhobenen Armen zum Himmel und betete ruhig, als ob er der Erde schon entrückt wäre. Sein Gesicht leuchtete wie verkärt, und er hob seine Hand, wie wenn er urbi et orbi, Rom und dem Erdkreis, den Segen gäbe. Hatte er in diesem Augenblicke ein prophetisches Gesicht und sah er die Basilika, die 250 Jahre später der erste christliche Kaiser auf den Fundamenten des Neronianischen Zirkus über seinem Grabe erbauen, oder die stolze Kuppel, die nach 1500 Jahren sich in schwindelnder Höhe darüber wölben würde? Sah er auf dem Obelisken die Worte leuchten: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat¹⁾, und auf dessen Spitze das goldene Kreuz strahlen?

Wenn ihn der Herr durch eine solche Vision tröstete, so zerfloß sie aber rasch vor der schrecklichen Wirklichkeit. Die Heufers knechte ergriffen ihn, rissen ihm den zersetzten Mantel vom Leibe und warfen den bebenden Greis auf den Kreuzesbalken. Als jetzt die Hammerschläge erdröhnten, wurde es still im Zirkus. Paulus hörte sie und betete lauter. Ein helles, klagendes Wimmern, das der Schmerz dem Gequälten erpreßte, drang vernehmbar bis an Pauli Ohr. "Herr, nimm dein Opfer und segne dafür seine Nachfolger im Hirtentame!" flehte er. Dann ein Knirschen, als man das Kreuz mit dem darauf Genagelten zur Grube hinschleifte, und rohe Fluchworte des befehlenden Heufers, und ein dumpfer Stoß, als das Kreuz in die Grube schob, und ein infernalischer Ausbruch des Hohns, als die Heiden des Opfers ihrer Grausamkeit ansichtig wurden, das jetzt mit verrenkten Gliedern in seiner unnatürlichen Stellung unter furchtbaren Schmerzen am Kreuze hing.

Und auf allen Bänken lachte man und klatschte und schrie und tobte, als ob es keine Menschen wären, die da sich an der Todesqual eines Mitmenschen wie an einem Feste erlabten. Nero brugte sich über die Brüstung seines Sitzes vor, um den Ausdruck des im Todesschmerz Ringenden ja recht genau zu sehen, und warf sich dann lachend in die Polster zurück. Es fiel ihm nicht ein, mit dem nach unten gefehrten Daumen das Zeichen zu geben, daß der Heufers durch den Gnadenstoß der Qual ein Ende mache.

¹⁾ Christus siegt, Christus regiert, Christus herrscht.

Schon als man das Kreuz aufrichtete, hatte Lucius seine Augen bedeckt und kniete betend neben Paulus. Inzwischen verschied Petrus nach schrecklicher, aber nur kurzer Qual, und seine Seele nahm den Flug zu seinem Herrn und Meister, den er so treu und demüthig geliebt hatte. Bis zum Schluß der Spiele blieb der Leib am Kreuze, dann wurde er von dem Kerkermeister und den Henkersknechten an die Christen verkauft, die ihn bei Nachtzeit in aller Stille ganz in der Nähe des Zirkus begruben. Eine mächtige Terebinthe, in den Weingärten des vatikanischen Hügel's weithin sichtbar, bezeichnete den ersten Christen das Grab des ersten Papstes.

Raum hatte sich der Zirkus geleert, so trat der Cyclop mit einigen Knechten in den Kerker und brachte Paulus die Freudenbotschaft, daß jetzt die Reihe an ihm sei. Und während die Knechte mit Mühe die eingeroosteten Ketten aus dem eisernen Wandringe lösten, hatte der Apostel gerade noch Zeit, einige Worte des Trostes und der Mahnung an seinen Schüler zu richten. Auch der übrigen Freunde vergaß er nicht und nannte viele mit Namen, denen Lucius einen letzten Segenswunsch bringen sollte: dem Vinus, dem Aquila, seinem Neffen Paulinus. An alle Gemeinden, die er gegründet hatte, sollte Vinus schreiben, er opfere seinen Tod für sie auf, daß sie feststehen mögen im Glauben, in der Hoffnung und in der heiligen Liebe. Jetzt konnte er sagen: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; so ist mir denn auch die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, die mir der gerechte Richter geben wird. Aber nicht nur mir, sondern allen, die seine Ankunft lieben. Auch dir, Freund Lucius, wenn du treu befunden wirst; denn es werden noch Tage harter Prüfung über dich kommen. Doch Mut und Demut werden siegen. Alles kann ich in den, der mich stärkt.“

Klirrend fielen die Ketten zu Boden. Paulus umarmte und segnete Lucius, der mit heißen Tränen im Auge dessen verwundete Hände küßte. Dann führten die Henker den Apostel fort.

Lucius blieb allein in dem Verließ, das der Heilige viele Monate durch sein Gebet und Leiden geweiht hatte. Für ihn begann erst jetzt die Qual des Kerkers, das Alleinsein, das der menschlichen Natur so widerstreitet.

Als der späte Abend des 29. Juni hereinbrach, klirrten noch einmal die Riegel, und der Cyclop trat ein.

„Rufft du auch mich zum Tode, so heiße ich dich willkommen,“ sagte der Tribun.

„Geduld, mein Schatz,“ lachte der Mann, offenbar in seiner besten Laune. „Die Reihe wird schon an dich kommen, wie heute an die zwei, und es soll mich wundern, ob dein Leib mir ebensoviele Sesterzien einbringt wie der ibrige. Ihr Christen müßt doch wirklich Zauberei treiben und dazu der Gebeine und des Blutes der Hingerichteten bedürfen. Für jeden Blutstropfen und sogar für die Nägel, mit denen wir den Pontifex ans Kreuz schlugen, habe ich recht hübsche Summen eingestrichen.“

„Und wie starb mein teurer Mitgefänger?“

„O, es ging alles rasch und richtig. Der Prätor, der zur kaiserlichen Tafel geladen war, machte nicht viel Federlesens. Opfere dem Jupiter oder Merkur! schrie er den Paulus an. Der wollte seinen Glauben mit einer langen Rede verteidigen; aber der Prätor hatte keine Zeit, dieselbe anzuhören. Führt ihn vor das östliche Thor und schlägt ihm dort das Haupt ab! lautete kurz und bündig das Urtheil. So führten sie ihn hinaus, und ich bin aus alter Freundschaft mitgelaufen; denn ich habe immer etwas für die Übel übrig, die in meinem Käfige saßen, und meinen Spaß daran, wenn sie sich wacker halten. Und der Paulus hat sich just so tapfer gezeigt wie der

Petrus. Aber ein halber Narr und ein richtiger Herzenmeister war er doch; denn er hat den Henker umarmt und geküßt und so den braven Kerl beinahe in Verwirrung gebracht. Und als dieser ihm mit dem Schwerte dennoch den Kopf glatt von den Schultern schlug, spritzte Milch stott Blut an seinen Mantel.“

„Hast du das selber gesehen?“

„Nun, beschwören will ich es nicht, allein, bei Herkules! es sah so aus. Wenn es aber auch ein richtiges Zauberstück war, so hat es ihm doch nichts geholfen. Dem regelrecht tot ist er, und Blut oder Milch, ich drehe die Hand nicht drum. Aber ich bin eigentlich gekommen, um dich zu fragen, ob du wirklich für die Fensterzelle die Miete nicht mehr bezahlst kannst? Ich habe dir nämlich schon gesagt, daß es gegen mein Gewissen wäre, dir dieselbe umsonst zu überlassen.“

Lucius erklärte, er habe nichts mehr und wüßte nicht, wer für ihn bezahlen wollte.

„Nun denn, so wünsche ich dir gute Unterhaltung in diesem hübschen dunkeln Kämmerchen, wo kein Sonnenstrahl deine schönen Augen blenden wird,“ sagte der Cyclop, schloß beide Türen ob und ging.

So war nun Lucius allein in der stockdunkeln Zelle. Die ersten Tage kam ihm der Aufenthalt nicht so schwer an. Das Andenken an den Tod der beiden Apostel und namentlich an Paulus stand noch zu lebendig vor seiner Seele und machte ihm den Kerker lieb und verehrungswürdig. Aber nach und nach, als dieses zu verblasen begann, wurde dem Gefangenen die Nacht und Enge des Kerkers immer unerträglicher. Mit aller Kraft seines jungen Lebens sehnte er sich nach Luft und Licht. War er denn wirklich von der ganzen Welt verlassen und vergessen? Die Christen in Rom wußten wohl nichts von ihm; Paulinus mußte die Stadt nach dem Tode seines Oheims verlassen haben oder war am Ende selbst irgendwo gefangen oder tot.

Und seine Mutter, wo mochte sie sein? Sie hatte gesagt, sie würde nach Rom zurückkehren, sobald sie Lucilla in Sicherheit wisse. Weilte sie wirklich in der Stadt, so war es ihr entweber nicht gelungen, seinen Aufenthalt auszukuntschaften, oder sie hatte wohl bereits die Märterkrone empfangen und war im Himmel. Verence — ? An sie dachte er kaum mehr. Der Traum des Ehrgeizes, den die Zauberin von Cäsarea ihm vor die Seele gegaufelt hatte, war schon längst zerfließen. Thamar? Ihrer erinnerte er sich oft, und wenn er für Mutter und Schwester betete, war sie immer mit eingeschlossen. Sie mußte jetzt schon lange Christin sein. Ob sie wohl noch in Jerusalem weilte? Ob sie vielleicht bei ihrem Vater und Bruder, in Antiochien, lebte und ob der Vater noch der alte starre jüdische Rabbi war? Dann hatte sie gewiß harte Kämpfe für ihren Glauben zu bestehen. Ostmals sah er sie im Traume, und mehr als einmal schien es ihm, sie öffne die Kerkerthüre wie damals im Hause des Kaiphas, und wenn er dann erwachte, fand er sich allein in dem stockdunkeln Gelaß, und er mußte den ganzen Glauben an Gottes Gegenwart und Vorsehung zusammenraffen, den Paulus seiner Seele eingeflüßt hatte, um nicht in den Wassern der Trübsal unterzugehen.

„Gott ist bei mir auch in diesem elenden Kerker,“ sagte er sich hundert- und hundertmal. „Paulus hat es mich gelehrt: In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir.“ Er sieht mich und weiß, was mir am besten ist. Was schadet es denn, wenn ich hier von den Menschen vergessen und verlassen sterbe, wenn nur er mich nicht vergißt und verläßt?“ Das wiederholte er sich, wenn Gedanken des Zweifels und selbst der Verzweiflung an seine Seele klopfen, und nur schwer gelang es ihm oft, dieselben zurückzuschlagen; denn sein Glaube war

der eines Neophyten, und der Drang seines Herzens nach Freiheit und irdischem Glücke noch stark.

Und langsam, langsam verging die Zeit. Es war ihm schwer, den Unterschied von Tag und Nacht in seinem Kerker zu beobachten; denn das Brot und der Wasserkrug wurden ihm von den lässigen Knechten nicht regelmäßig gebracht. Aber es mußten schon viele Wochen und Monate vergangen sein. Der Sommer war sicher zu Ende; die kalte Luft, die ein heulender Wind durch die Ritzen der Thüre trieb, konnte nur vom winterlichen Boreas herrühren.

Und wiederum vergingen langsam, langsam Tage und Wochen und Monate. Und einer der Knechte, den er fragte, als er ihm mürrisch den Wasserkrug hinsetzte, ob es draußen in der Welt noch nicht Sommer sei, antwortete, der April gehe eben zu Ende. Also ein Jahr, seit er eingekerkert war! Erst ein Jahr! Und er erinnerte sich, wie er mit Lucilla unter dem blühenden Flieder gegessen hatte, und meinte, den süßen Blumenduft wahrzunehmen und aus dem grünen Vorbergebüsch das Lied einer Nachtigall zu hören. O Vogelstang! O Blumenduft! O frisches Frühlingsgrün! O blaues Himmelsgewölbe und goldener Sonnenschein! Ob er das jemals wieder hören und sehen und fühlen würde? Und heiße Tränen liefen ihm über die Wangen hinab. Er erinnerte sich, wie er einmal als Knabe mit der Schwester um eine Hagerose geizt und ihr zum Ärger die schlechte Blüte zerpfückt hatte. O, was hätte er jetzt um diese Hagerose gegeben und um einen Blick der lieben Augen, die damals sein knabenhafter Mutwille mit Tränen gefüllt hatte! —

Und abermals schlich Tag um Tag hin und Woche um Woche. Es mußte jetzt Hochsommer sein, und Lucius hatte sich in sein Schicksal ergeben und hörte auf zu rechnen. „Es wird so vorangehen,“ dachte er, „bis diese vergiftete Kerkerluft mein junges Leben überwältigt hat.“

Da bemerkte Lucius eines Tages an dem Sklaven des Kerkermeisters, der ihm die ärmliche Nahrung zu bringen pflegte, eine merkwürdige Veränderung. Sonst erwiderte der Bursche auch auf Fragen kaum eine Silbe und entfernte sich immer augenblicklich, sobald er den Napf mit dem Brei, das Brot und den Wasserkrug durch die Türspalte hineingereicht hatte; diesmal öffnete er aber die Thüre ganz und blieb stehen, als ob er sagen wollte: „Weshalb fragst du mich heute nichts?“

Lucius fragte also, ob es wieder bald Winter werde. Der Sklave lachte und sagte: „Winter! Und wir haben noch nicht einmal die Jods des Junius! Du solltest anders fragen: ob wir nicht bald einen andern Cäsar haben, da sich heute nacht der göttliche Nero entleibt hat.“

„Nero tot?“ rief Lucius.

„Mausetot,“ antwortete der Sklave. „Oder ich sollte eigentlich sagen schweinetot oder tigertot; denn, meiner Frau, er hatte trotz seiner Göttlichkeit mehr von diesen Tieren an sich als von einer Maus, die eigentlich ein ganz unschuldiges Geschöpf ist, ein bißchen Dieberei abgerechnet.“

„Und er hat sich selbst getödtet? Wie kam das?“

„Ja, das kam so,“ sagte der Bursche und spuckte vor sich hin. „Er hatte die Suppe versalzen, womit ich gleichsam sagen will, er hat es schließlich allen Leuten zu toll getrieben. Und so ist in Gallien der Julius Vindey und in Spanien der Galba mit seinen Legionen von ihm abgefallen, was ihn über die Maßen verdroß. Aber er wollte mit den Prätorianern gegen dieselben ziehen und sie durch Gefang und Saitenspiel wieder für sich gewinnen. Die Prätorianer gaben aber einen Pfifferling auf sein Gefänge und Geklimper und riefen ebenfalls den Galba zum Cäsar aus. Da kriegte der Senat gleich Hellemut und erklärte den Nero zum Feinde

des Vaterlandes. Da er befahl, den „Göttlichen“ mit der Furka auf der Schulter nackend durch die Stadt zu peitschen. Und beim Bacchus! ich hätte mich selber dafür peitschen lassen, um diesen Spaß mit anzusehen. Aber der Alljäger gab in der letzten Nacht Fersang-Id, verkoch sich in dem Landhause seines freigelassenen Phyon, jammerte, daß in ihm die Welt einen so großen Künstler verliere, und stieß sich endlich das Schwert in die Gurgel. Na, die Götter werden sich freuen, einen so würdigen Tischgenossen mehr zu haben!“

Da kam der Cyclop den Gang h. raufgelaufen und rief schon von weitem: „Wo steckst du, nichts-nutziger Schlingel? Du glaubst wohl, seitdem Galba, der noch weit weg in Spanien weilt, Kaiser ist, siehst du dein eigener Herr? Die Peitsche soll dich Mores lehren! Du aber, Tribun Lucius, magst dich des Wechsels billig freuen. Denn ich habe immer erfahren, daß diejenigen, welche als die Todfeinde eines Cäsars galten, nach dessen Sturze zu hohen Ämtern und Würden gelangten. So mag es dir auch ergehen, und meine besten Wünsche begleiten dich. Erinnerung dich dann nur in deinem Glück, was für ein gewissenhafter und grundehrlicher Kerl der Cyclop ist. Beim Hercules! du könntest mir gerade so gut die Verwaltung irgend einer Provinz verschaffen wie irgend einem andern Quiriten. — Da du nur auf Befehl des Tigellinus hier festgehalten wudest und Tigellinus samt seinem göttlichen Patron nichts mehr zu befehlen hat, so kannst du zu jeder beliebigen Stunde deine hiesige Herberge verlassen. Ich will dir sogar anständigere Kleider, da die deinigen etwas gelitten haben, und einige Sesterzien mitgeben, in der sichern Annahme, daß du dieselben mit ehrlichen Zinsen zurückgeben werde, sobald deine Umstände es erlauben.“

Lucius kam das alles so unerwartet, daß er nicht wußte, ob er wache oder träume. Nero tot! Er frei! Es dauerte eine Weile, bis er es fassen konnte. Dann nahm er das Anerbieten des Kerkermeisters an; denn die Kleider waren ihm auf dem Leibe halb vermodert. Während man ihm eine leinene Tunika und einen Mantel herbeiholte, wie ihn damals die Bürgerleute gewöhnlich statt der feierlichen Toga trugen, kniete er nieder und küßte den Boden der Zelle, in welcher er so viel himmlische Gnade und irdische Bitterkeit verkostet hatte.

Er war das Gehen kaum mehr gewohnt, und sein Auge wurde durch das Tageslicht geblendet. Seine Hand mußte die schmerzenden Augen gegen die Sonnenstrahlen schirmen, und mit einem Stabe, den ihm der Cyclop gegeben hatte, tastete er wie ein Blindler des Weges. Aber wohin sollte er sich jetzt wenden? Das väterliche Haus stand genüß verwaist. Da fiel ihm der gastfreundliche Aquila ein, von dem ihm Paulus so viel erzählt hatte, und er beschloß, dessen Haus auf dem Aventin aufzusuchen.

Es wäre dem Tribun bei seiner Erschöpfung wohl schwer geworden, dieses Ziel zu erreichen; da redete ihn ein Knabe freundlich an: „Bist du blind, guter Mann? Soll ich dich führen?“

„Nicht blind, nur von der Sonne geblendet, lieber Knabe. Denn ich habe viele Monate in einem dunkeln Kerker zugebracht. Und wenn du mich zu Aquila, dem Zeltwiler, auf den Aventin führen könntest, so würdest du an mir ein Werk der Barmherzigkeit tun.“

„O, zu Aquila!“ sagte freudig der Knabe und fügte leise hinzu: „Dann bist du gewiß ein Bruder und warst um des Glaubens willen eingekerkert? So mußt du aber mit mir zuerst zu meiner Mutter, welche ganz in der Nähe an der Triumphbrücke Obst verkauft.“

Und so geschah es. Carus führte den Tribun zu seiner Mutter Carina, und diese gute Ma-

trone nötigte ihn in ein kleines Hinterstückchen ihres Ofenladens und setzte ihm frisches Brot und einen Becher guten Weines vor. Und als sie erst hörte, daß der Gast der Kerkergenosse Pauli war, wollte sie ihm aus Ehrfurcht die Füße küssen und wußte gar nicht, wie sie „den Befenner“ in würdiger Weise bewirten könnte. Lucius hatte alle Mühe, sich ihres Überzifers zu erwehren. Von Carina erfuhr er auch, daß Paulinus in der Woche nach dem Tode seines Oheims, also fast vor Jahresfrist, nach dem Orient abgereist sei. Dort gehe es schrecklich zu; er werde das Nähere von Aquila erfahren. Von Mutter und Schwester mußte sie ihm nichts Bestimmtes zu sagen. Sie seien jedenfalls nicht gefangen nach Rom gebracht worden; denn das hätte sie bestimmt erfahren, da beim Gottesdienste die Namen der Eingekerkerten verlesen und dem Gebete empfohlen würden.

Carus begleitete dann Lucius nach dem Aventin. In den Gassen der Stadt war ein wildes Leben; man jubelte über das Ende des Tyrannen und forderte den Tod seiner Günstlinge. In der Salarischen Straße schleifte eine Schar trunfener Prätorianer den verstümmelten Leichnam des Tigellinus einher, Spottlieder auf Nero und ihren früheren Präfecten singend. Die Soldaten brüllten ein Hoch um das andere dem neuen Cäsar. Mit Mühe gelang es Lucius und dem Knaben, der wilden Rote in eine Seitengasse auszuweichen. „Siehst du,“ sagte der Tribun zu seinem kleinen Führer, „das ist das Ende eines Sündenlebens!“

Mit offenen Armen wurde der Tribun von Aquila und dessen Gattin Priscilla aufgenommen. Aquila war ein von Paulus befehrteter Israelit, ein reicher und sehr angesehener Zeltwiler, der für das Heer große Lieferungen zu besorgen hatte; seine Frau war eine geborene Römerin; beide eifrige Christen, die in den Briefen des hl. Paulus oft erwähnt werden. Mit Rührung hörten sie den Bericht des Tribun über die letzten Wochen des Völkerapostels, der so viel unter ihrem Dache verkehrt, ja in ihrer Werkstätte gearbeitet hatte. Endlich sagte Lucius, er wolle, sobald er sich kräftig genug fühle, in die Sabinerberge, um noch Mutter und Schwester zu forschen; dann gedenke er zu seiner Legion zurückzukehren, wie es der Jahneneid von ihm verlange.

„Das trifft sich gut,“ antwortete Aquila. „Ich werde in einem Monat eine große Sendung Zelttuch nach Cäsarea zu bringen haben, wo die zwölfte Legion noch steht, und lade dich ein, mich zu begleiten. Vespasian hat inzwischen ganz Galiläa, die Küstenstädte, das Ostjordanland und wahrscheinlich auch Bnumaa erobert. Jetzt rüstet er sich zum Zuge nach der von jeder Hilfe abgeschnittenen Hauptstadt; du kannst also an demselben teilnehmen und das fürchterliche Strafgericht Gottes über meine armen verstockten Brüder miterleben. Mehr als 100000 Juden sind jetzt schon bei der Verteidigung Galiläas und im Ostjordanlande gefallen. Wie es nur Simon und den Brüdern in Betsa ergangen sein mag, zu denen sich Paulinus letztes Jahr begab? Wenn immer möglich, will ich von Cäsarea aus versuchen, ihnen einige Hilfe zu bringen.“

So zog denn Lucius schon in den nächsten Tagen auf einem Maultiere des gastfreundlichen Aquila in die Sabinerberge. Zu seinem Schmerze und Schrecken fand er das Landhaus niedergebrannt und die Gärten verwüdet. Sogar die schönen Oliven, von denen es den Namen hatte, waren niedergehauen, und wilde Blumen rankten über die gefallen Stämme. Ein Hirt, welcher in der Nähe seine Ziegen weidete, konnte ihm endlich sagen, es sei vor etwa einem Jahre plötzlich ein Trupp Reiter gekommen und habe Haus und Hof und das ganze Tälchen nach

den beiden Frauen durchsucht, denen die Wille gehört habe.

„Und sie haben die Frauen gefunden?“ fragte Lucius.

„Nein, dieselben waren rechtzeitig gewarnt und da ist der Anführer der Reiter“ — Tigellinus nach der Beschreibung — „so wütend geworden, daß er das Haus einäscherte und sogar die Wände niederhauen ließ,“ erzählte der Hirt.

„Und wohin sind die Frauen? Es ist meine Mutter und Schwester!“

Darauf wußte der Hirt keine Antwort, und ein eifrig Lucius sich im Gebirge viele Stunden im Umkreise erkundigte, er konnte nichts erfahren. Eine Spur schien nach Umbrien, eine andere nach Neapel zu weisen. Er folgte der letzteren, aber ohne Ergebnis, und mußte schließlich eilen, um rechtzeitig in Puteoli zu sein, von wo das Schiff des Aquila nach Cäsarea unter Segel ging.

Keinen Tag zu früh erreichte er den Hafen und traf den Gastfreund reisefertig. „Der Engel, der den Tobias geleitete, oder sonst ein schützender Geist aus der himmlischen Heerschar ist mit deinen Lieben, junger Freund,“ tröstete Aquila den Tribun, „und du wirst sie wiedersehen, sobald es unserem Vater im Himmel gut scheint, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt.“

(Fortsetzung folgt.)



R a t h e i e.

◆ Die Judenauwanderungen im Reiche dauern infolge der immer noch unlaufenden Gerüchte über bevorstehende Judenhegen, noch an. Es reizen Handwerker, Kleinhändler und Personen der freien Professionen ab. Allein aus dem Kreise Minsk sind schon über 3000 Juden ausgewandert.

◆ Gestern, den 20. Juni, hat die Reichsduma den einstimmigen Beschluß gefaßt, die Todesstrafe aufzuheben.

◆ Auf der Station Zelan im Gouv. Saratow verbrannte ein Packhaus mit Waren. Der Schaden beträgt 150.000 Rubl. Als Brandstifter wurde ein Angestellter verhaftet.

◆ Der Minister des Innern hat das Zentralkomitee der Partei der Volksfreiheit davon in Kenntnis gesetzt, daß die Partei sich als gesetzmäßig bestehend betrachten könne, und daß sie das Recht besitze, auf Grund eines dem Stadthauptmann vorgelegten Urteils zu wirken. In diesem Sinne habe der Minister den Gouverneuren von Jaroslaw und Nischni-Nowgorod Befehle erteilt, da die genannten Gouverneure in dieser Frage Zweifel erhoben haben.

◆ Die Agrabewegung nimmt neue Formen an. Außer dem eigenmächtigen Abmähen der Wiesen und dem Fällen der Bäume haben die Bauern im Kreise Minsk begonnen, die Fruchtgärten zu zerstören. In diesen Tagen ist der gewaltig große Garten von Lipert bei der Station Popuchowka verwüdet worden. Verwüdet wurden ferner die Gärten dreier Grundbesitzer beim Dorfe Bjelgosa in dem Popuchowschen Amtsbezirk. Auch der Garten eines Bauern des Dorfes Danilomka ist verwüdet worden. Die Meierei des Gutbesitzers Korijenko beim Dorfe Tschemijowka ist ausgeraubt worden. Die Räuber führten bis zu 30 Stück Großvieh fort.